

ABENTEUER JOURNALISMUS

Elisabeth Friedgen Spannendes Washington- Die Nase im Wind

Elisabeth Friedgen (29) ist seit 2010 Volontärin des ifp bei der Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln. Für ein Praktikum im Rahmen des Volontariats arbeitete sie zwei Monate bei der Deutschen Welle in Washington, D.C.



Beim Auslandsstudium in Colorado hatte ich mich bereits vor einigen Jahren in die USA verliebt. Das Praktikum im Volontariat war die Gelegenheit, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten journalistisch zu arbeiten.

Der Wahlkampf der Präsidentschaftskandidaten ist bereits allgegenwärtig, als ich in Washington ankomme. 2008 hatte ich den Super Tuesday in Colorado erlebt. Die meisten meiner Kommilitonen waren damals glühende Verehrer Obamas, ihre Autos zierten bunte Aufkleber mit Anti-Bush-Sprüchen.

Das euphorische „Yes we can“ ist 2012 weitgehend verflogen. Kritik und viel Klein-Klein bestimmen den politischen Alltag. Mit seiner Entscheidung, sich zumindest klarer als zuvor für die „Homo-Ehe“ auszusprechen, gibt Obama den amerikanischen Medien im Mai eine wochenlange Interpretationsaufgabe. Schnell wird er als der „first gay president“ tituliert. Die Amerikaner, die schon viel länger und selbstverständlicher online miteinander diskutieren als wir in Deutschland, liefern sich Chat-Schlachten.

Doch auch wenn der Präsident angeschlagen wirkt, in seinem Handeln oft nicht auf den Punkt zu kommen

scheint: Seine Rhetorik stellt weiterhin alles in den Schatten. Ein bisschen „Yes we can“ ist eben doch noch übrig. Ob es für einen Wahlsieg reicht? Meine Kollegen von der DW sagen: ja - aber es wird verflüchtigt knapp.

Die Probleme sind allgegenwärtig. Neugierig fragen mich viele Washingtoner nach dem System der deutschen Krankenversicherung aus. Was für uns selbstverständlich ist, klingt für sie wie ein unwirklicher Traum.

Auch die Kriegseinsätze sind ein großes Reizthema. Keiner, den ich in DC danach frage, steht dahinter. Bei der Recherche für einen Online-Artikel über US-Veteranen lerne ich, „dass 700.000 Afghanistan-Veteranen bereits meist wegen psychischer Probleme in medizinischer Behandlung sind“. Viele kommen in ihrem alten Leben gar nicht mehr an, werden obdachlos. Der Krieg ist in den USA zu einem großen gesellschaftlichen Problem geworden, das der Präsident nicht lösen kann.

Trotzdem, so scheint es, steht Washington hinter ihm. Unsere Redaktion sucht nach Interviewpartnern. Thema: „Warum ich Obama nicht mehr wählen will.“ Vergeblich. „In Washington ist eigentlich jeder Demokrat“, erklärt mir meine deutsche Mitbewohnerin, die seit drei Jahren in DC lebt. Jene, die

vielleicht doch anders denken, trauten sich nur selten, das offen zu sagen. Ein Straßenverkäufer, der mir ein „Obama Biden“-Shirt verkaufen will, bringt die Stimmung auf den Punkt: „Obama muss eine zweite Chance bekommen. Nur dann kann er die ganzen Verbesserungen umsetzen, die er geplant hat.“

Zum IWF-Frühjahrestreffen Ende April blickt die Welt auf Washington. Ich darf meine Kollegen auf Pressekonferenzen begleiten und erlebe mit, wie Christine Lagarde ihren internationalen Kollegen ins Gewissen redet. Es ist spannend, so viele wichtige Menschen aus Politik und Wirtschaft versammelt zu sehen. Und doch bleibt mir nach vielen Vorträgen und Podiumsdiskussionen die Frage: Hat irgendjemand wirklich eine Idee, wie die Krise zu stoppen ist? Zu viele nationale Interessen scheinen sich zu blockieren. Was auch hängenbleibt: Deutschlands Politik genießt in DC ein hohes Ansehen.

Ende Mai heißt es, Abschied zu nehmen. Nach acht Wochen unweit des Weißen Hauses habe ich in Zukunft ein ganz neues und vielfältiges Bild im Kopf, wenn in den Nachrichten aus DC berichtet wird. Und ab und zu bestimmt ein bisschen Sehnsucht.